

Die Befreiten [Fortsetzung]

Autor(en): **Stegemann, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

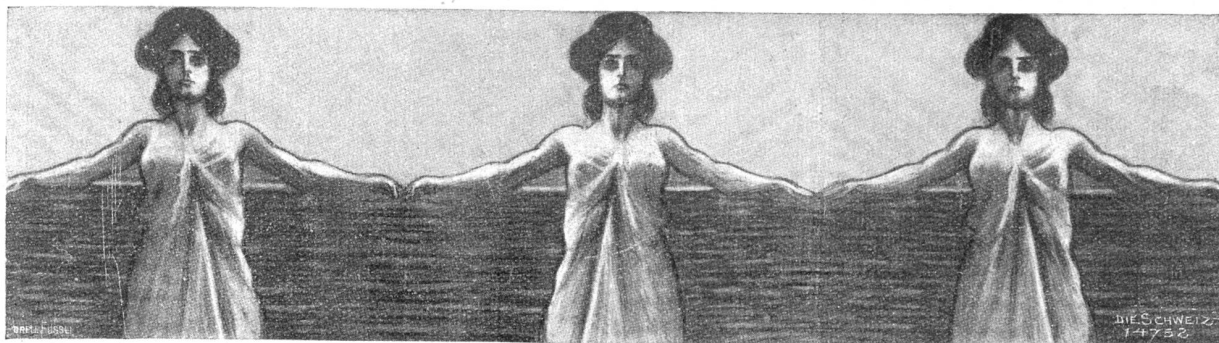
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575434>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Befreiten

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

XVII.

Über Nacht war in Gunter's Befinden eine Verschlimmerung eingetreten. Als der Sturm sich gelegt hatte, waren Gewitterregen niedergegangen und hatten die nächsten Tage um die Sonne betrogen. Erst Ende der Woche klärte es sich wieder auf.

Der Kranke war nicht mehr aufgestanden. Er lag in einem Dämmerzustand und atmete hastig, mit oberflächlichen Bewegungen die frische Luft, die zu den Fenstern hereinkam.

Mila wandte sich an den Medizinalrat um Auskunft.

„Nein, das chronische Leiden ist es nicht; aber ich fürchte eine Lungenentzündung. Bereiten Sie Frau Gunter auf das Aeußerste vor!“

Und dann erregte er sich darüber, daß man den Patienten nach Badenweiler geschickt habe. Nicht als ob dieses an der Komplikation schuld sei, bewahre; aber für Gunter's Zustand wäre höchstens Wildbad in Frage gekommen. Mila bedeutete ihm, daß der Kranke selbst Badenweiler bezeichnet habe, daß psychische Faktoren hier mitsprächen und Aerzte und Patient sich keiner Einwirkung auf den Gang der Krankheit versehen hätten.

Als der Medizinalrat sich empfohlen hatte, schrieb sie an Donald.

Zwei Tage später traf Wentgraf in Badenweiler ein. Ein bißchen verlegen war er nun doch, als er sich im Empfangszimmer des Hotel Sommer nach der Lage der Villa erkundigte, in der Gunter's wohnten. Er hatte sich die Sache leichter gedacht. Was hatte er in Berlin nicht alles geplant und geprobt, um über die Affäre wegzukommen! Scheußlich, einfach scheußlich! Ja, Donald, der hatte seinen Beruf, überhaupt, der lebte viel konzentrierter als er.

Mama Horn hatte ihn beim Abschied so eigentümlich angeblickt. Fast ein bißchen maliziös. Und doch wieder so hoffnungsvoll, so ermutigend. Nein, es ging

so nicht weiter. Er war nun mal aufgeschreckt aus seinem Laisser aller; er konnte sie nicht leicht hin preisgeben, nachdem er in ihr Schicksal mit hineingezogen worden war.

Es war ein letzter, blasser Maitag. Die Sonne stand als silberne Scheibe am umflorten Himmel; in den Tannenwäldern hingen zerfetzte Wolkenschleier; lautrauschend sprangen die Wiesenbäche zu Tal. Im Park waren die Wege schon aufgetrocknet; am Schwanenteich spielten Millionen Eintagsfliegen unter den Weidenbäumen, deren winzige gelbe Blüten vom Regen abgestreift worden waren und goldschimmernd das Wasser bedeckten.

Wentgraf war eben bis an den Teich gelangt, als ihm der Portier nachgestürzt kam und ihm ein Telegramm überreichte. Von Donald! Was, Gunter in unmittelbarer Gefahr! Und eine Bitte um umgehenden Bericht! Einen Augenblick stand er fassungslos, von allen Gedanken verlassen. Dann steckte er die Depesche mechanisch ein und blieb an das Drahtgeflecht gelehnt stehen, blicklos auf das Wasser starrend, in dem sich fette, breitmäulige Goldfische bewegten. Er hatte geglaubt, Gunter verhältnismäßig wohl auf zu finden, auf lange noch Herr seines Lebens, und nun trat er in ein Haus, in dem eine Katastrophe lauerte. Katastrophe, Unsinn! Die Erlösung war da, die Befreiung! Aber ihm riß sie gleichwohl alle Kartenhäuser um. Was wollte er eigentlich hier? Ja, was wollte er nur?

Ein Schwan kam feierlich auf ihn zugeschwommen und sah ihn erwartungsvoll an. Ein sezeffionistischer Schwan mit einem steifen Hals. Den studierte er, und dabei überdachte er seine künftigen Pläne. Endlich kam er zu einem Entschluß. Also nicht zu Gunter, um Mila wiederzusehen, sondern um an dem Bett des armen Freundes den Frauen eine Stütze zu sein!

Als er langsam weiterging, schwamm der Schwan getreulich neben ihm her, soweit der Teich ihm dies er-

laubte. Der Kerl hat Hunger, während der Regentage war die liebe Jugend natürlich nicht da, räsonnierte Philipp, und dabei suchte er sich eine ruhige Haltung zu geben, um mit einem Gesicht vor Frau Eva und den Kranken zu treten, das ihnen nicht den letzten Mut stahl.

Die Villa lag dicht am Park, mit dem Blick aufs Tal und die Rheinebene, die heute in silbernen Dünsten schwamm. Wentgraf hatte abgelegt und wartete nun im Salon auf Evas Erscheinen. Unruhig ging er auf dem blumigen Teppich auf und ab und zerrte die Handschuhe von den Fingern. Eben als er der Türe den Rücken wandte, rauschte ihr Kleid. Er fuhr herum und stand vor Mila.

„Wentgraf!“

Sie streckte ihm die Hand entgegen.

Er nahm sie, drückte sie, schüttelte sie und wollte sie nicht mehr loslassen.

„Lieb, daß Sie gekommen sind, und gerade noch zur rechten Zeit!“

„Ja, eigentlich, eigentlich . . . Ich meine, ich komme nicht deswegen.“

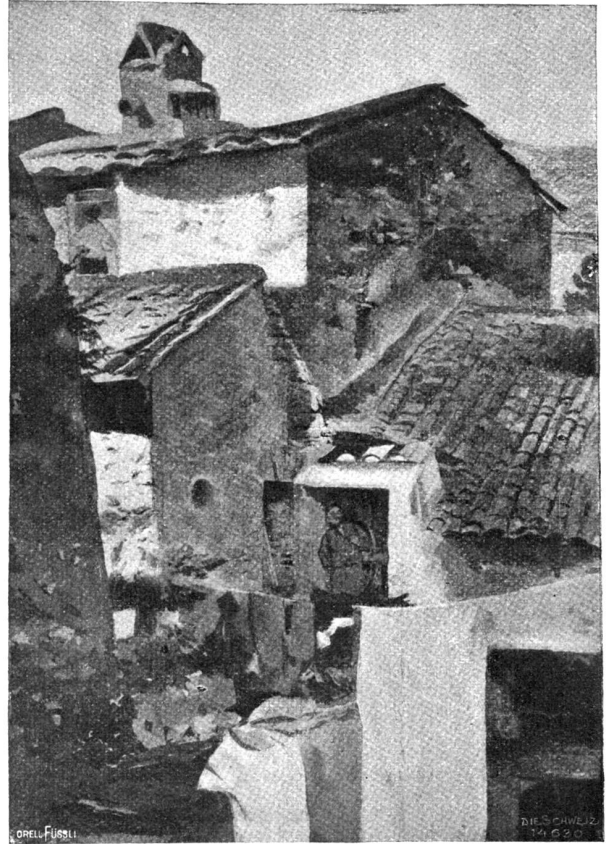
Sie überhörte den komischen Zorn und die herzliche Verlegenheit, obwohl ihr eine feine Röte ins Antlitz stieg, und fragte: „Sie wissen also schon, daß es nicht gut geht?“

„Ich habe just ein Telegramm nachgeschickt bekommen.“

„Auf meinen Brief hin,“ erklärte sie.

Und dann entstand eine Pause der Verlegenheit, des Mitgeföhls und der Erwartung. Endlich ermannete sich Philipp.

„Kann ich ihn sehen?“



Meine Aussicht in Tivoli. Nach Aquarell von Fritz Schider, Basel.

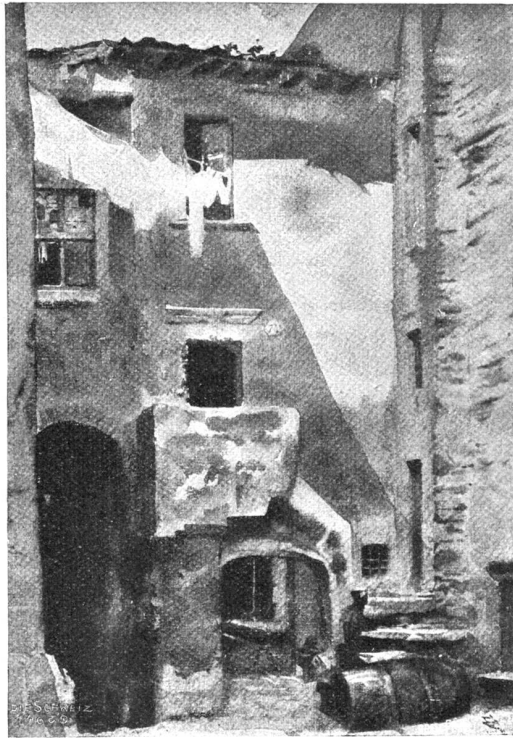
„Ich denke, ja. Eva ist bei ihm. Er läßt sie jetzt nicht mehr von sich! Auf einmal nicht mehr.“

„Und Sie, Mila? Wie geht es Ihnen?“ fragte er leise.

Sie sah an ihm vorbei ins Tal. Dann kehrten ihre Augen zu ihm zurück, blickten ihn ernst an, lange, so daß er ihnen nicht mehr stillhalten konnte und ihren Namen flüsternd auf sie zu trat. Da streckte sie ihm wortlos noch einmal die Hand hin. Mit einer elastischen Bewegung, warm lief das Blut in ihren Fingern. Er spürte diesmal den vollen Druck, und als sie dann von ihm wegtrat und das Zimmer verließ, um nachzufragen, ob er Gunter sehen könne, da hatte er alles um sich vergessen. Die Tür klinkte ein, und nun fuhr er sich mit beiden Händen ins rotbraune Haar und rannte wie ein Wilder um den runden Tisch herum, der mitten im Zimmer stand. Ein Narr war er! Was Narr? Ein Dohse! Nein, ein



Laubgang einer Osteria in Tivoli. Nach Aquarell von Fritz Schider, Basel.



Osteria in Tivoli. Nach Aquarell von Fritz Schiber, Basel.

Philister! Gunter hatte recht gehabt: tout bonnement ein Philister, der sich vor dem Unregelmäßigen hatte schrecken lassen! Zum Donnerwetter, das war doch kein Mädel wie jedes andere! Warum hatte er nicht die Kourage gehabt, über das hinwegzukommen, wo der Normal-Gesellschaftsmensch stolpert! Lieb hatte er sie, nötig hatte er sie, lauter war sie, so lauter wie alles, was im Schmerz geläutert worden ist, und er, er hatte sich begnügt, ihr sein Mitgefühl zu erhalten, hatte ihr Kind begraben helfen und war dabei immer unter ihr geblieben, an Kraft des Willens, an Stärke der Gesinnung, an Mut und Energie.

Er blieb vor dem Pfeilerspiegel stehen, betrachtete sich eine Weile kritisch und drehte sich dann mit einem Achselzucken den Rücken.

Mila öffnete die Türe.

„Bitte, kommen Sie! Fünf Minuten, nicht länger!“

Als er ins Krankenzimmer trat, hatte er Mühe, einer Ueberraschung Herr zu werden. Er hatte geglaubt, in ein verdunkeltes, verschlossenes Gemach zu kommen, Eva gebeugt, vielleicht mit einem gezwungen ruhigen Gesicht, Gunter aber mit hippokratischen Zügen zu finden, und stand nun in einem hellen, luftigen Zimmer, vor dessen weitgeöffneten

Fenstern die Bäume rauschten. Die Sonne, die Meisterin geworden war, erfüllte es mit strahlendem Licht. Eva kam auf ihn zu, ein dulndendes Lächeln im schönen Antlitz, und Gunter lag mit erhöhtem Oberkörper, einen herzlichen, ein klein bißchen sarkastischen Ausdruck im leicht geröteten Gesicht, der durch das hängende Lid des einen Auges noch verstärkt wurde. Nur sein Atem ging kurz, und die Schläfenpulse klopften sichtbar. Sprechen konnte er kaum noch; es war ein Fallen, das nur Eva zu dolmetschen vermochte.

Wentgraf hatte einen Klopß im Hals. Er erstickte fast daran, und es dauerte eine Weile, bis er sich in der Gewalt hatte. Da begann er von Berlin zu erzählen, umging aber vorsichtig Donalds Namen.

Gunter fragte etwas. Er verstand ihn nicht und blickte Eva hilfesuchend an. Die zögerte einen Moment, ehe sie mit beherrschter Stimme sagte: „Karl fragt nach Dr. Horn.“

Und Philipp sah mit Erstaunen, wie Eva und der Kranke dabei gefaßt, ruhig, ja heiter blieben. Da gab er kurzen Bericht. Donald habe die Absicht und auch Aussicht, sich einer Expedition zur Erforschung der Beriberikrankheit anzuschließen, Bräuning habe ihm die Wege geebnet. Die Expedition gehe in erster Linie nach Ceylon und Malabar, dann nach Japan.

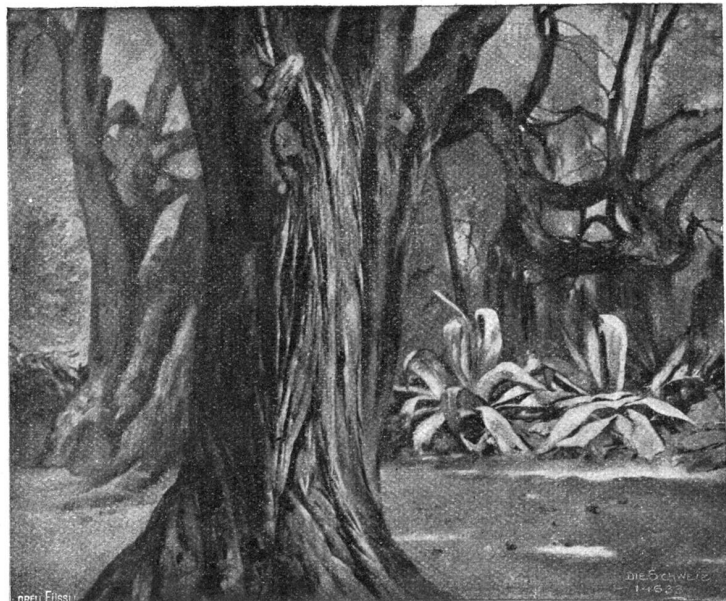
„Wann?“

Heiser, klumpig, aber deutlich genug kam das Wort über Gunters Lippen und fiel in ein hanges Schweigen.

Mila war unwillkürlich nähergetreten; aus Evas Gesicht war alles Leben gewichen.

„Im Laufe des Herbstes.“

Es war ein coup droit, den er geführt hatte, Went-



In Villa d'Este zu Tivoli. Nach einer Delstudie von Fritz Schiber, Basel.

graf wußte es wohl; aber Donald hatte ihm das Wort abgenommen, daß er nicht damit hinter dem Berge halten dürfe, und als sie ihn direkt nach Donald gefragt hatten, da hatte er sich die Sache schnell vom Herzen gesprochen.

Er nahm Abschied. Gunter's Hand war unvermögend, seinen Druck zu erwidern. Aber als Philipp sagte: „Auf Wiedersehen, Karl, und laß dich in Alkohol wickeln, das hilft allemal,“ da zuckte ein freundliches Lächeln über sein Gesicht.

Diesmal gab Eva ihm das Geleit.

Auf dem Vorplatz hielt er sie zurück.

„Sie sehen überanstrengt aus, trotz Mila. Schonen Sie sich!“

„Jetzt schonen?“

Da wußte er keine Antwort.

„Ich bin ihm jetzt am nötigsten, Wentgraf. Aber, wenn Sie Mila ein bißchen spazieren führen würden...“

Er sah sie überrascht, mißtrauisch an.

„Un Sie's, Wentgraf! Und wenn Sie an Donald schreiben, und das werden Sie ja: ich lasse ihm viel Glück wünschen, hören Sie, alles Gute!“

Sie lächelte sogar bei diesen Worten.

Er mußte immer noch an dieses innige, sieghafte Lächeln denken, als er die Parkwege entlangging, ins goldene Grün hinein.

An Donald schrieb er noch am nämlichen Tag, nur ein paar Worte, den persönlichen Eindruck schildernd,

den Gunter auf ihn gemacht. Als er am andern Tag den Medizinalrat aufsuchte, erkannte er, daß sein laienhafter Optimismus grundlos gewesen war. Die schleichende Entzündung unterminierte die letzten Kräfte; die Genesung von diesem akuten Nebel, das mit dem chronischen Leiden im Zusammenhang stand, war kaum zu erhoffen. Wie lange noch? Darauf ward ihm kein Bescheid.

In der Villa sprach er täglich zweimal vor, nur kurz, nicht immer zugelassen zu Gunter's Bett, der sich mehr und mehr von der Umgebung löste. Er war acht Tage in Badenweiler, als er Mila zum ersten Mal außerhalb des Hauses traf. Sie war in der Apotheke gewesen und kam die Hauptstraße herab. Er war auf dem Weg zum Lesesaal, kehrte um und schloß sich ihr an. Als sie am Marmorbad ankamen, lenkte Mila in den Park ein, um, ihn quer durchschreitend, nach Hause zu gelangen. Die ersten Fragen nach Gunter's Befinden, nach dem Woher und Wohin waren ausgetauscht.

„Also in den Lesesaal wollten Sie? Wissen Sie auch, daß ich gestern dort in einer Zeitschrift eine hübsche Reiseskizze von einem gewissen Philipp Wentgraf gelesen habe? Und mit einem novellistischen Einschlag sogar? Ich habe mich sehr daran gefreut.“

Es war ihr herzlich ernst mit den Worten, und Wentgraf hörte es heraus. Da kam's über ihn.

„Fräulein Mila, das war eine seltene Anwendung; ich bleibe sonst meist zwischen Empfinden und Niederschrift stecken. Wissen Sie, tausend andere schreiben auch, und viele davon ebenso gut, und eine tüchtige Zahl besser. Aber wenn ich 'mal den rechten Furor hätte, wenn ich wüßte, wozu... Nein, so abstrakt komm' ich nicht durch, es muß heißen, für wen, wem zur Freude ich schreibe, dann säße ich vielleicht ernstiger dabei und brächte etwas vor mich.“

Sie antwortete nicht. Ihre Schritte hatten sich verlangsamt. Eben gingen sie an den eingebogenen Ruinen der römischen Thermen entlang.

„Mila, haben Sie ein paar Minuten für mich übrig?“

„Wozu soll das führen?“ entgegnete sie und ging weiter.

„Ich habe Sie doch lieb, das wissen Sie ja. Wenn ich sagen würde: trotz allem — bitte, erschrecken Sie nicht — so wäre das in meinen Augen heute eine Beleidigung. Ich habe Sie gerade so lieb, wie Sie durch das Damals geworden sind. Wäre sonst vielleicht an Ihnen vorbeigegangen. Glauben Sie denn nicht, Sie könnten mich nun auch lieb genug haben und Vertrauen genug, oder Mut, wenn Sie wollen, um meine Frau zu werden?“



Letzte Rose. Nach dem Delgemälde von Fritz Schiber, Basel.

Ziellos schritten sie weiter durch den Park, ohne die Vorübergehenden zu sehen. Aus den überschatteten Wegen waren sie ins Freie gelangt, auf die große Promenade mit dem Blick in die Ferne. Die ersten Rosen brachen auf; in den am Hügel hinaufkletternden Nebeln webte ein zartes Aroma; die Traubenblüte hatte begonnen.

Geduldig hatte Wentgraf auf ihre Antwort gewartet, ihr Zeit lassend zur Entscheidung.

Jetzt begann sie zu sprechen:

„Es ist mir furchtbar und doch sehr, sehr wohl-tuend, daß Sie noch einmal zu mir gekommen sind mit dieser Frage. Nun Sie doch alles wissen. Wir können ja alle nicht aus uns heraus; das dauert riesig lange, bis man nur mit einem einzigen Gedanken über sich hinauswächst. Und mit den Empfindungen, da ist es nicht viel anders. Daß ich mein Kind verloren hab', hat mich auf einmal um ein ganzes Leben gebracht. Dem armen süßen Ding ist es ja wohl gut geworden. Ich hätte das erst später erfahren, wie das ist, einem illegitimen Kind den Weg zu ebnen. Aber wenn man aus sich heraus einen neuen Menschen geboren hat, ich sage Ihnen, das ist etwas so Großes, das Muttersein ist so unendlich tief, da könnte man alles tun, alles leiden, alles verzeihen, für sein Kind! Mein Gott, was bin ich nun? Freier? Ja, so könnte es scheinen. Aber ich bin arm, bettelarm, das Kind hat zuviel von meiner Liebesfähigkeit mitgenommen. Und nun kommen Sie, lieber Philipp, und fragen mich wieder. Sie müssen mich sehr lieb haben. Ja, ich weiß das. Und ich, ich habe Sie auch lieb, ein bißchen anders vielleicht. Beinahe schweesterlich. Nein, machen Sie keine so trostlose Gebärde, so arg ist es nicht. Ich will nur sagen, daß ich . . . nun . . . daß Donald und Eva zum Beispiel ganz anders zueinander stehen wie wir beide. Aber nun sagen Sie mir aufrichtig: Hätten Sie mich auch gefragt, wenn Nennchen noch lebte? Hätten Sie sich über das auch hinweggesetzt?“

Es war ein inniger Klang, eine gedämpfte Trauer in ihren Worten. Die klugen Augen sahen ihn herzlich bittend an, als wollten sie seiner Antwort im voraus jeden Stachel nehmen.

Sie waren ins Steigen gekommen, indem sie, von der Promenade wieder abbiegend, auf einen in Windungen zum Burgkegel führenden Pfad geraten waren. Dichte Hecken, bunte Laubbäume, Rotbuchen und Stachelpalmen drängten sich um sie her, schlossen sich hinter ihnen und schienen ihnen keinen andern Ausweg als den Gang zur Höhe zu lassen. Schon schimmerte hie und da kyklopisches, von der Sonne beschienenes Mauerwerk durch das Gewirfel. Im Dorfe wurde die Mittagsglocke geläutet. Kein anderer Laut erreichte sie mehr,



Römerin. Studentkopf (Aquarell) von Fritz Schider, Basel.

nur die Vögel schwatzten und zwitscherten, pfliffen und fangen unermüdetlich.

Philipp hatte Milas Blick im Innersten gefühlt. Vor dieser Frau hatte er keine schamhaften Rücksichten, er konnte sich nicht besser machen als er war.

„Wenn diese Frage über das Ja und Nein entscheidet, dann fällt mir die Antwort entsetzlich schwer. Aber es ist ja beinahe eine Doktorfrage, Mila. Was soll sie uns? Wo käm' man hin, wollte man das Leben nach Wenn und Aber regulieren! Wenn das Kindchen noch lebte, hätte es ja gewiß viel größerer Unabhängigkeit bedurft, einen solchen Schritt zu tun. Und ich, wie ich mal nun bin, hätte diesen Wagemut wohl nicht gehabt. Ich hatte abgeschlossen. Weniger lieb gehabt hab' ich Sie darum nicht, weniger geachtet auch nicht. Aber ob ich mich in die Konsequenzen hätte hineindenken können, Sie als Mutter, mich als Vater des unschuldigen Dinges sehen und die Sache durchhalten, ohne daß wir alle drei daran zu Schaden gekommen wären, das ist eine andere Frage. Doch, warum den Schatten zwischen uns, Mila! Sie müssen erst wieder als Weib, als nur sich selbst gehörendes Weib fühlen lernen, Sie dürfen das ja heute, es ist sogar eine Pflicht gegen Ihr Selbst! Warum

wollen Sie das, was Ihnen Verführendes aus diesem Kinderschicksal winkt, nicht ergreifen und festhalten? Sie haben selbst gesagt, daß es unsäglich schwer ist, sich zum Vollenbetern hin zu entwickeln, gönnen Sie also mir und auch sich das Benefizium, das uns beiden bewilligt worden ist, und halten Sie sich an die Gegenwart! Sie müssen mich schon nehmen wie ich bin, wenn Sie mich dazu lieb genug haben. Was Sie aus mir machen, wie weit wir zu einem Ganzen werden, das muß eben riskiert werden. Wollen Sie es wagen, auf dieses Risiko hin?"

Sie waren im Ruinenhof angekommen. Mila ließ sich auf die Bank nieder, die in eine Mauerbrefche eingebaut war, und stützte den Arm auf die morsche Lehne. Lange blickte sie nach den dunkeln Wäldern des Blauen. Wege liefen hinein und verschwanden darin. Wentgraf war stehen geblieben. Seine Hoffnungen waren krank geworden, und jetzt, als er auf ihre letzte Antwort wartete, fielen ihm all die absurden Kontraste des Lebens ein. Das sollte nun ein Mädchen sein, das rehabilitiert werden mußte! Avec tache, wie der Franzose sagt. Und er! Kam er denn makellos zu ihr? Kam er

nicht, wie alle seinesgleichen, von der Dirne her zum Weib? Er hätte ihr die Hände küssen mögen; aber das verjonnene Gesicht scheuchte ihn zurück. Leise machte er ein paar Schritte nach der andern Seite, wo der Blick in die Ebene ging, über der die Sonne zwischen weißen Wolken hindurch ihren Strahlensächer schwang, daß Strom und Land abwechselnd im Lichte standen.

Vor Milas Augen verschwamm die Aussicht. Wenn sie ja sagte, wenn sie dem Gefühl nachgab, das sie zu ihm hinzog, dann ging sie ins Ungewisse. Tausend Gefahren lagen vor ihr, diese Ehe barg Schmerzen. Er brauchte nur in einer bösen Stunde an die Vergangenheit zu erinnern, sie fühlen zu lassen, daß sie nicht makellos zu ihm gekommen war, dann lag alles in Trümmern. Und wer stand dafür, daß ihr in einem Kind nicht noch größere Schmerzen beschert würden? Aber auch größere Freuden und größere Pflichten! Was galt jetzt ihr Leben, wem galt es etwas? Und — sie hatte ihn wirklich lieb. Langsam lieben gelernt mit seinen lebenswürdigen Schwächen und seinem warmen Gefühl. Etwas war doch in ihnen frei geworden in dieser Zeit des Zusammenlebens, das fühlte sie, und das gab ihr Mut.

Es war zu Ende gedacht. Sie strich sich mit der Hand über die Augen und stand auf. Wentgraf hörte sie nicht kommen, bis sie ihm die Hand auf die Schulter legte.

„Philipp!“

Er wandte sich um. Da sah sie ihn mit ihren ehrlichen Augen an, oben auf eine Welt von Schmerz, aber in der Tiefe ein warmes, scheinendes Glück.

„Wir wollen es wagen, Philipp! Und was auch kommt, ich will bei dir sein. Und du wirst mir nie so weh tun können, wie du mich glücklich machst.“

„Mila! Mila! Hör' auf, oder ich spring' da hinunter,“ stammelte er und wäre um ein Haar ums Gleichgewicht gekommen, so fuhr er auf, indem er über die kniehohen Mauertrümmer ins Gebüsch griff.

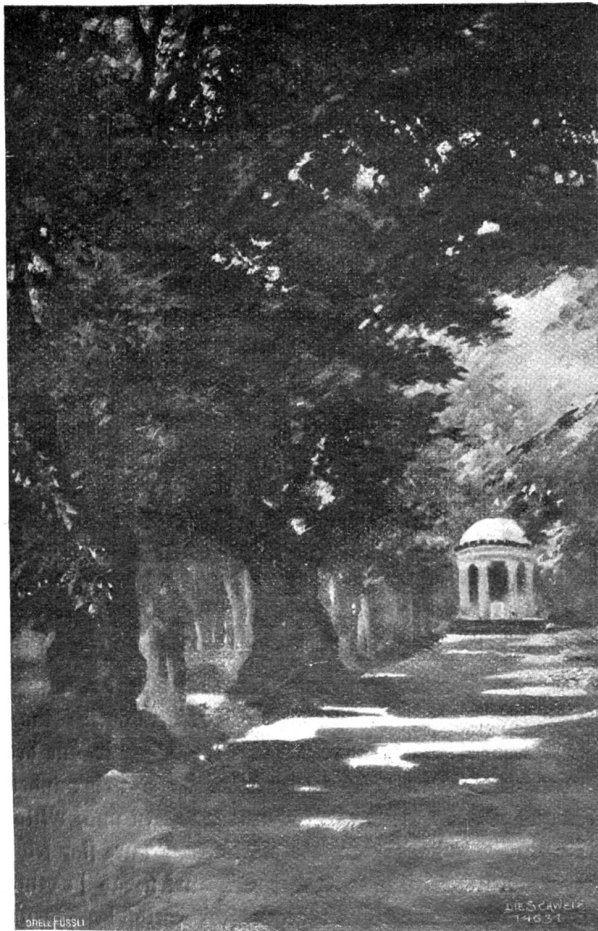
Mila faßte ihn hastig am Arm.

„Philipp, um Gotteswillen, was machst du für Dummheiten!“

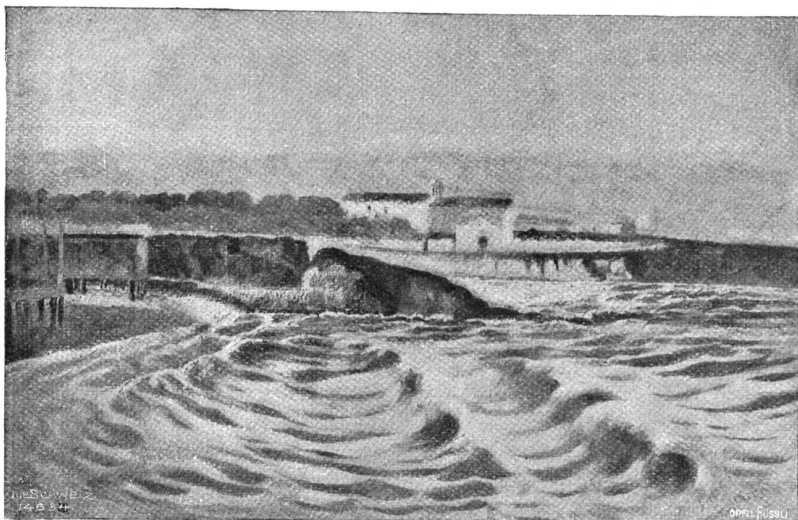
„Ja, das wirst du noch manchmal zu mir sagen müssen!“ gab er ganz kleinlaut vor Glück zurück.

Dann sahen sie sich ernst an, einen Augenblick noch sich prüfend und das Geschick wägend, das ihnen zugemessen war. Aber zur gleichen Zeit erhellten sich ihre Züge. Fest ineinandergeschlagen hatten sie die Hände und spürten den Lauf des Blutes in den warmen Fingern.

Schweigend gingen sie den Treppengang hinunter unter dem Haselgebüsch durch, das seine Nuten hinter ihnen zusammenschlug, als wollte es sie zur Eile peitschen.



In Villa Borghese bei Rom.
Nach einer Skizze von Fritz Schiber, Basel.



Meerstudie (bei Porto d'Anzio). Nach Aquarell von Fritz Schiber, Basel.

XVIII.

Eva war auf das Letzte vorbereitet. Gunter war der Pneumonie nicht Herr geworden. Er kämpfte schwer, aber ohne sich seines Zustandes voll bewußt zu werden. Auf Morphium und Aether lauteten die Rezepte. Es neigte sich zum Ende.

Der Tag war zur Küste gekommen. Die Sonne ging unter. Ihr rotes Gold erfüllte das Krankenzimmer. Eine momentane Erleichterung hatte Gunter zu sich selbst gebracht. Noch einmal kehrte ihm das Bewußtsein klar zurück. Die Erstickungsanfälle setzten aus; er atmete freier, und Wentgraf konnte ihm einen Augenblick die Hand drücken.

Es schien ihm, als wollte Karl etwas sagen. Fragend blickte er Eva an. Sie bedeutete ihm, daß es besser sei, auf eine Verständigung zu verzichten. Aber Gunter bestand darauf. Endlich gelang es, ihm seinen Wunsch von den Lippen zu lesen.

„Aber, Karl, soweit sind wir noch nicht. Es geht ja besser.“

Doch als der Kranke sich erregte, fuhr Philipp beschwichtigend fort: „Im übrigen, ganz wie du willst! Ja, ich verstehe, hier in Badenweiler. Nicht nach Berlin. Gewiß. Und was noch?“

Diesmal wußte auch Eva, die sich mit der letzten Energie aufrecht hielt, nicht, was er wollte.

Gunters Augen trafen auf Mila, zogen sie an, und als sie sich zu ihm bückte, erfaßte sie nach etlichem Tasten seine Worte. Sie richtete sich auf, eine tiefe Nüchternheit in den Zügen. Aber statt zu dolmetschen, was er gesagt hatte, sprach sie: „Ich habe alles

verstanden, Herr Gunter. Lassen Sie es mich bewahren, bitte, bis es Zeit dazu ist.“

Und zu Wentgraf sich kehrend, sagte sie leise: „Komm, wir ermüden ihn!“

Als sie zusammen das Zimmer verließen, folgte ihnen Gunter's geschwächter Blick; dann sah er zu Eva auf, die nicht von seiner Seite gewichen war. Auch sie hatte den beiden nachgeschaut, und ihre Blicke trafen nun ineinander. Da ging ein eigentümlich Leuchten über sein Gesicht.

Um Mitternacht wollte Mila Eva ablösen. Sie litt es nicht.

„Aber ich bitte Sie inständig; ich wecke Sie ja bei der geringsten Wahrnehmung.“

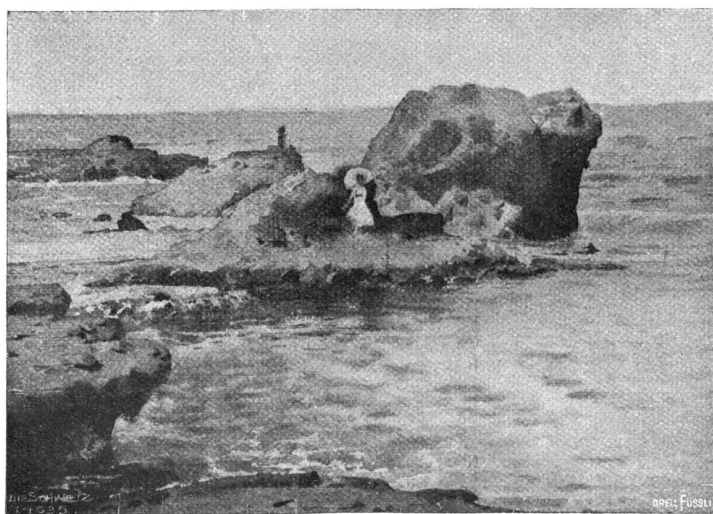
„Nein, Mila, lassen Sie mich hier!“

Mila fügte sich. Im Nebenzimmer saß sie und wachte. Gegen zwei Uhr brachte sie der blassen Frau eine Tasse Tee; dann legte sie sich auf die Chaiselongue und fiel in einen leichten Schlummer.

Zuweilen schreckten sie die Anfälle auf, die den Kranken hinwegzuraffen drohten. Eva duldete dann ihre Hilfe; sobald aber Karl wieder zu Atem kam, wollte sie mit ihm allein bleiben.

Um vier Uhr ging Mila leise hinunter, weckte den Hausburschen und sandte ihn ins Hotel Sommer. Es ging zu Ende. Am offenen Fenster wartete sie auf Philipps Erscheinen, dabei gespannt ins Krankenzimmer horchend. Der Diakon wurde zum Arzt geschickt. Eva war mit ihrem Mann allein.

Das Lampenlicht stach faßl in die graue Dämmerung. Der Morgenwind strich durch die Bäume; die



Bei Porto d'Anzio. Nach Aquarell von Fritz Schiber, Basel.

Bögel riefen. Evas Hand lag auf Gunters Stirn. Und da kamen ihr ein paar Worte über die Lippen, die sie aus dem tiefsten Herzen geschöpft hatte.

„Ich wäre bei dir geblieben, und wären wir darüber alt geworden! Ich hab' dich nie lieber gehabt, nie so geliebt gehabt, als seitdem.“

Ob er noch gehört, verstanden hatte, was sie über ihn sprach?

Wenige Minuten später, als Schritte, leise Stimmen laut wurden im Vorzimmer, Philipp, der Arzt und Mila sich eben anschickten, näherzutreten, schlug sie die Portieren zurück, erschien unter ihnen und sagte tonlos: „Kommen Sie, mein Mann ist erlöst!“

„Eva!“

Mila fing sie in den Armen auf. Aber sie zwang sich auch jetzt noch. „Kommen Sie!“ murmelte sie und ging, von Mila und Philipp gestützt, zurück ins Sterbezimmer.

Erlöst! Befreit von den irdischen Leiden, geläutert, das stand im stillen Gesichte Karl Gunters geschrieben. Er war ganz grau geworden; der in der langen Krankheit ihm gewachsene Vollbart und die kahle, hohe Stirn gaben ihm etwas Greisenhaftes. Aber nun die Augen geschlossen, die Brauen, die stets in schmerzlicher Spannung gewesen waren, sich geglättet hatten, lag ein tiefer Friede über ihm. Selbst der seine ironische Zug um Mund und Nase war getilgt; statt dessen schien ein glücklicher Ausdruck zu haften, der Reflex eines letzten, großen Glückes, das ihm in seiner letzten irdischen Stunde mochte zuteil geworden sein.

Der blieb ihm erhalten, solange Menschengenossen ihn sahen. Als er auf dem kleinen Friedhof am Wald hinter dem Dorfe bestattet wurde, wie er gewünscht hatte, da begleitete ihn Eva Gunter auch auf diesem Gang.

„Statt eines gotischen Schloßchens im Schwarzwald hat er nun das hier,“ sagte Philipp zu einem Berliner Kurgast, den der Name des bekannten Architekten zur Teilnahme veranlaßt hatte.

„Eine Schönheit, die Witwe . . . Aber die wandelnde Niobe!“ erwiderte der und sah hinter dem vorgehaltenen Zylinder zu Eva hinüber, die am Arm ihres Schwagers langsam den Friedhof verließ.

Ihre Schwester, eine sensitive, aber bequeme Dame erwartete sie in der Villa.

„Nun fahren wir aber recht bald,“ tröstete sie sich und Eva.

Diese wehrte die geräuschvoll sich um sie Bemühende ab und ging in ihr Schlafzimmer. Eine Zeit lang saß sie starr, ohne daß eine Faser in ihrem weißen Antlitz sich regte, auf dem Rand des Bettes. Mila war leise eingetreten. Da hob Eva den Kopf.

„Bitte, Mila, sagen Sie mir jetzt, was hat er Ihnen anvertraut?“

Mila zauderte; aber die dunkeln Augen hingen an ihr, als trüge sie ein Schwert in den Händen. Da ging sie zu ihr, kniete neben ihr nieder und sagte sanft: „Es waren nur ein paar Worte, Eva. Und nicht für Sie, nicht direkt für Sie.“

„Nicht für mich?“

Das klang schmerzlich, tief verwundet.

Da sprach Mila leise:

„Er sagte: Grüßen Sie Donald noch von mir!“

Ein Schauer lief durch Evas Glieder, ihre Lippen öffneten sich, um dem Atem Raum zu geben, und auf einmal warf sie die Arme um Milas Nacken und brach in Tränen aus, in erlösende befreiende Tränen.

* * *

Aus einem Briefe Tante Fränzchens an Mila Wentgraf.

„. . . Mein, an den Rhein geh' ich nicht mehr zurück, auch nicht, wenn Donald zurück ist. Sie werden mich ja nicht brauchen können; das tut nie gut, die beste Mutter nicht, in einer Ehe. Und weißt Du, ganz ins Kleinstädtische hinein passe ich doch nicht mehr. Da bleibe ich schon lieber in Berlin. Eva geht es gut. Daß sie Schweres durchgemacht, wird man ihr wohl noch lange ansehen oder mehr anmerken, und dann ist die Schwester Regierungsrat in Dingsda auch nicht das Richtige für sie. Aber Don muß ja in sechs Monaten zurückkommen, und wenn sie ein Jahr ohne alles sein konnte, so wird sie auch diese Zeit noch aufrecht bleiben. Dann wird alles gut. Ich danke ja Gott, daß es so gekommen ist. Die Menschen müssen eben danach sein, dann finden sie schließlich immer noch 'was am Leben. Was nützt alles, wenn man nicht ein reines Herz hat, und das kann man doch auch im Unglück haben, und seinen Frieden muß man mit allen Menschen machen können. Das ist es ja, was uns befreit. Und ich laß es mir nicht nehmen, das ist das Göttliche . . .“

Daß Ihr auch so weit weg seid, in Eurer schönen Schweiz! Aber ich denke, wenn Philipp erst 'mal in Zürich seine Bummelfemester wieder eingeholt hat, dann kehrt Ihr auch zurück. Bleib' nur tapfer, mein liebes Kind; weißt Du, man muß den Männern viel zugute halten, auch den besten. Und Ihr habt Euch ja lieb. Wenn ich Deine Briefe lese, dann merk' ich doch, daß Ihr fleißig baut in Euerem Ehegärtchen. Da laßt Euch keinen Stein hineinwerfen . . .“

* * *

Telegramm Philipp Wentgrafs an Mama Horn:
Hurra, ein neuer Mensch!

Zweites Telegramm Wentgrafs an Mama Horn,
zehn Minuten später aufgegeben:

Natürlich ein Junge!





Am Sempachersee.

Nach dem Gemälde von Robert Bünd, Luzern.
Eigentum des Narg. Kunstvereins im Gewerbemuseum zu Aarau.